

Rezension von Anne Hanik

Die Kluft zwischen Realität und Fiktion

Beim Aufschlagen von Ian McEwans Roman „Abbitte“ fällt dem Leser sofort ein Zitat aus Jane Austens satirischem Werk „Die Abtei von Northanger“ ins Auge, dessen jugendlich-naive Heldin Catherine im Verhalten ihrer Mitmenschen mysteriöse Geheimnisse zu erkennen glaubt und deren von übermäßigem Schauerromankonsum geprägte Einbildungskraft schließlich so mit ihr durchgeht, dass sie ihren Gastgeber eines Verbrechens verdächtigt, woraus allerdings kein Schaden entsteht und Catherine so Gelegenheit erhält, sich zu bessern.

Um das gleiche Thema kreist nun auch „Abbitte“, dessen Geschichte an einem schwülen Sommertag im Jahre 1935 in dem Landhaus des einflussreichen Ministeriumsbeamten Jack Tallis im englischen Surrey beginnt.

Die jüngste Tochter des Hausherrn, die 13jährige Briony Tallis, die sich zur Schriftstellerin berufen fühlt und auf der Suche nach Inspiration ist, beobachtet eine ihr unverständliche Szene zwischen ihrer älteren Schwester Cecilia und Robbie Turner, dem Sohn der Putzfrau, am Brunnen und reimt sich darüber ihre eigene Geschichte zusammen.

Als ihr später am Tag zufällig ein Brief Robbies an Cecilia in die Hände gerät, öffnet sie ihn aus dem Impuls heraus, etwas Aufregendes zu erleben und endlich erwachsen zu werden und missversteht den Inhalt völlig, woraufhin sie Robbie für einen perversen Verbrecher hält und beschließt ihre Schwester vor ihm zu retten.

Als am gleichen Abend ein Mädchen vergewaltigt wird, zögert Briony nicht, Schicksal zu spielen und Robbie des Verbrechens zu beschuldigen, indem sie behauptet ihn gesehen zu haben, als sie das Opfer auffand.

So löst Brionys Einbildungskraft eine Lawine aus, die nicht mehr aufzuhalten ist, und das Leben aller Beteiligten von Grund auf verändert:

Robbie, dem nach seinem erfolgreichen Studium in Cambridge eine brillante Zukunft prophezeit wurde, kommt ins Gefängnis, Cecilia bricht für immer mit ihrer Familie, die Brionys Aussage Glauben schenkt, und Briony hat sich selbst zur Verbrecherin gemacht...

Eindringlich schildert McEwan die darauffolgende Odyssee der Versuche Brionys, ihre Schuld, die sie sich nach und nach eingestehen muss, loszuwerden - ein Prozess, der sich durch das ganze Jahrhundert zieht.

Fesselnd beschreibt Ian McEwan ihre Erfahrungen im 2. Weltkrieg, den sie und Cecilia als Krankenschwestern in London und Robbie als Soldat bei Dünkirchen erlebt.

Auf bedrückende Weise und ohne jegliche Verklärung beschwört McEwan die Stimmung des Krieges herauf, die uneingestandene, aber ständig gegenwärtige Furcht vor einer deutschen Invasion, das Misstrauen, das selbst zwischen Verbündeten herrscht, die Hoffnungslosigkeit und der in all dem Wahnsinn allein noch verbliebene Wunsch nach dem nackten Überleben.

Seine intensiven Beschreibungen - gestützt auf die Erinnerungen von Augenzeugen - erwecken beim Leser ein Ekelgefühl angesichts der Verstümmelungen und dem Massensterben im Lazarett und lassen Felder voller Leichen und um Wasser flehende Soldaten in Frankreich vor dem inneren Auge des Lesers entstehen.

Das Buch erinnert mit seinen Perspektivenwechsel, blenden und seinen Gekengängen an den modernen Roman à la Virginia Woolf, doch gleichzeitig es mit seinem gleichmäßigen Erzählfluss, der sich wie



nen häufigen Rückdander

lässt einen roten des preis-

gekrönten Buches zieht, den etwas aus der Mode geratenen klassischen epischen Roman, der von wenigen so verkörpert wurde wie von der Meisterin Jane Austen, wieder aufstehen - vielleicht ein weiterer Grund für den gefeierten Briten, dieses Werk ausgerechnet mit einem Austen-Zitat zu beginnen.

Die Art, wie McEwan diese beiden Stile auf meisterhafte Weise verbindet, zeigt sein Einfühlungsvermögen und sein Verständnis für die Literatur, die trotz all den anderen Themen - der Liebesgeschichte zwischen Robbie und Cecilia, der Frage nach Schuld und Vergebung, der Kriegsproblematik und der am Ende aus der vaskulären Demenz, einer Alzheimer-ähnlichen Krankheit, der Briony schließlich anheim fällt, heraus gestellten Frage nach der Definition des Menschseins - der Angelpunkt des Ganzen ist, der Anfang und das Ende:

Durch ihre Leidenschaft für das Lesen, „diese[m] magische[n] Prozess“, dieser „Form der Telepathie“, wie sie es beschreibt, wurde Briony zum Einsetzen ihrer blühenden Phantasie und dadurch zum Schreiben von Geschichten ermuntert, was wiederum als Auslöser für ihre Lebenslüge gelten mag.

Der Kreis schließt sich wieder mit der alternden Briony, die zu einer renommierten Schriftstellerin geworden ist, deren Bücher selbst im Schulkanon vertreten sind, wie ihr eine junge Anverwandte stolz berichtet, und die Zeit ihres Lebens versucht ihre Schuld zu sühnen, indem sie sich die Geschichte in mehr als 8 Fassungen von der Seele schreibt.

Bücher allein, so lautet die Botschaft - nicht die Moral, denn eine solche hat ein gutes Buch laut Briony nicht nötig - des Romans und seines 55jährigen Autors, der selbst Literatur studierte und heute in Oxford lebt, können neben der Religion lehren „über die Armseligkeit und den Adel der Menschheit nachdenken“.

Es ist genau diese Liebeserklärung an die Literatur mit ihrem ständigen „Was wäre wenn...“, die „Abbitte“ trotz all seiner vergifteten Atmosphäre, Anklage, Schuld, Grausamkeit und Unbedachtheit mit schrecklichen Konsequenzen zu einem Buch macht, das man nicht nur aufgewühlt und bestürzt aus der Hand legt, sondern auch reicher an Weisheiten und mit einem Bewusstsein für die vielen Facetten und Doppeldeutigkeiten, die das Leben birgt.

Denn anders als ihre „Leidensgenossin“ Catherine in „Die Abtei von Northanger“ bekommt Briony keine zweite Chance sich zu läutern, denn das Verbrechen, das sie in ihrer Torheit begangen hat, ist unentschuldig.

Alles, was sie tun kann, ist, zu versuchen, durch ihr Schreiben Abbitte zu leisten - an den Verstorbenen Robbie und Cecilia und ihrem eigenen Gewissen.

Ian McEwan: „Abbitte“. Roman. Aus dem Englischen von Bernhard Robben. Diogenes Verlag, Zürich 2002. 533 S., geb., 24,90 [Euro]

Autor: Nick Hornby

Buchtitel: About a boy

Was soll man dazu sagen - ein cooler Typ, Mittdreißiger, nach eigener Auskunft gutaussehend, finanziell abgesichert durch Tantiemen für ein Weihnachtslied, das sein Vater einst schrieb, ein moderner Dandy also, sucht neue Fanggebiete für Frauen, die seinem Dasein etwas mehr Würze geben; die glorreiche Idee: Alleinerziehende kennenlernen. Von diesen gibt es im London Anfang der neunziger Jahre mehr als genug, hübsch scheinen sie auch zu sein und offenbar stark ausgehungert: Will, der Dandy, schleicht sich also ausgestattet mit einem erfundenen Sohn, der zufälligerweise gerade bei seiner Mutter ist, in eine Selbsthilfegruppe für Alleinerziehende ein, die ersten Resultate sind vielversprechend.

Moralisch verwerflich? Keine Frage, aber langsam: Die Frauen, die Will in der Laß-uns-drüber-reden-Gruppe kennenlernt, stecken tiefer in Problemen, als es sich ein stilbewußter Quasineureicher zunächst gedacht hat. Fiona nämlich, eine Indienwallfahrerin und auch sonst zu spät gekommene Althippiemutter, kämpft mit ihren Depressionen; Hauptleidtragender ist ihr Zwölfjähriger, der - für den coolen Will ist das glasklar - aufgrund seiner Herkunft, dem Hippie-mutterleben, noch verkorkster ist als sie. In der Schule ist Marcus nicht wohlgekommen, trägt die falschen Sachen, hat die falschen Ansichten (keine Gewaltvideos! kein Rauchen! keine brutalen Computerspiele!), hört die falsche Musik (Mum drängt ihm Bob Marley und Joni Mitchell auf statt dem angesagten Snoop Doggy Dog), kurz: er ist der brutalstmögliche Außenseiter. Will, gewissermaßen der totale Insider, beschließt, ihm zu helfen..

Die Figuren, die uns Hornby in seinem Schaufenster des modernen Großstadtlebens präsentiert, wirken wie gerade eben von der Straße weg engagiert. Willst Du vielleicht in meinem Roman mitspielen? scheint der Autor zu fragen, und nachdem alle eingewilligt haben, heißt es Bühne frei für ein halbes Dutzend Großstadtneurotiker kurz vor oder schon inmitten der midlife-crisis. Hornby mischt sich kaum ein in die Interaktion seiner Charaktere, er läßt sie aus sich heraus handeln, ganz ohne jeden besserwisserischen Seitenhieb auf seine hilflos zappelnden Fische an der Angel des Zeitgeistes. Psychologisch plausibel stellt er sie alle dar, sei es Will, der nicht nur ein Arschloch ist, sei es Clive, Marcus`enttäuschter Vater, der sich für nicht drogensüchtig hält, seien es die vielen anderen Entwurzelten, die auf seinem Laufsteg erscheinen.

So wechselt die Erzählperspektive immer wieder von einer Figur zur nächsten, ohne für den Leser Verwirrung zu stiften. Auf Tuchfühlung geht Nick Hornby mit jedem einzelnen, und kaum hat man begonnen, sich in die halb komische, halb tragische Situation des Betroffenen hineinzudenken, überrascht die Handelnden und ihre Zuschauer schon eine neue Attacke des Lebens. Dabei wirkt das Buch fast nie atemlos, immer wieder läßt der Autor Raum für die Figuren, sich zu entfalten. Mitleid und Erbarmen für seine schwer gezeichneten Londoner kennt er nicht, ebensowenig aber

erlaubt sich Hornby Zynismus - zum Beispiel, als Marcus das erste Mädchen in seinem Leben kennenlernt, aber instinktiv alles falsch macht.

Nein, Hornbys Anteilnahme am Schicksal der Helden dieses Romans geschieht auf eine terne, nicht kaltherzige Art und Weise; respektvoll vielleicht.

Nie vergreift sich der Autor im Ton, besonders an diesen heiklen Stellen, wo zwei oder mehrere der noch nicht Gescheiterten versuchen, miteinander zu reden, es aber kaum können, wirkt jede Formulierung genau geprüft und bedacht.

Dennoch ist dem Leser manchmal zum Heulen zumute, so zum Beispiel wenn Marcus` Verhalten den tugenden Will so rührt, daß er seinen Scheinstiefsohn an sich drücken möchte, sich aber nicht traut.

Im nächsten Moment wieder sind diese Unerwachsenen, die mit soviel Leben fertig zu werden nicht aushalten, in ihren Fehlern konsequent und dabei so locker, so undramatisch und entspannt, daß plötzlich Humor entsteht, viel davon: Der abgebrühte Sarkast Will ist von dem Schicksal der alleinerziehenden, von den verantwortlichen Männern verlassenen Frauen so ergriffen, daß er kurzzeitig mit dem Gedanken spielt, sich selbst zu entmannen, aus Gründen der Coolness aber sehr schnell davon Abstand nimmt.

Dies Buch ist also keine Anklageschrift, kein Pamphlet gegen die schlechten neunziger Jahre oder gar für Fionas gute Hippie-träumereien. Es ist auch keine trockene Milieustudie über Beinahe-Verlierer in modernen Metropolen. Vielleicht ist der Begriff des Schaufensters wirklich der geeignetste: ein Schaufenster in die Welt eines geldhabenden Egozentriker, eines markenterrorisierten Außenseiters, einer sinnssuchenden Hippiefrau, die weiß, daß ihr goldenes Zeitalter seit zwei Dekaden vorüber ist. Dennoch muß man fraternisieren, muß man Wills Attacke auf die hübschen Mütter schmunzelnd begleiten, Marcus` Unsicherheit liebevoll bedauern und Fionas Träumereien von einer Zeit, als man noch gute Musik, richtig gute Musik hören wollte, insgeheim auch teilen: Wegschauen ist bei diesem Schaufenster nicht möglich, dafür ist die Auslage zu fesselnd und bunt.

Was bleibt also von Nick Hornbys "About a boy" (der Titel blieb leider unübersetzt), bei dem man nicht genau weiß, welcher der boys (und auch sehr der girls) der im Titel gemeinte ist? Nicht nur John Lenno's Erkenntnis, das Leben sei das, was passiere, wenn man gerade damit beschäftigt sei, andere Pläne zu machen, sondern auch (trotzdem) Mitgefühl, zaghaftes Schmunzeln; Verträumtheit, Melancholie. Gut.

